

Prof. Dr. Lotte Rose, Fachhochschule Frankfurt am Main

Demografischer Wandel und Kinderlosigkeit. Ein Tagungsbericht

(erscheint gekürzt in „Feministische Studien“, 2005)

Dass der demografische Wandel zu einer zentralen Herausforderung unserer Gesellschaft gehört, ist derzeit Thema an vielen Orten. Auch an unserer Fachhochschule finden angesichts dessen Debatten statt, die „Gestaltung des demografischen Wandels“ zu einem interdisziplinär angelegten Profilthema zu machen. Das Thema ist untrennbar geknüpft an das Phänomen der „Kinderlosigkeit“, schließlich sind die sinkenden Geburtenraten der ursächliche Ausgangspunkt der demografischen Umbrüche.

Wieso die Kinderlosigkeit zunimmt und wie sie aufzufangen ist – dies waren Fragen der Tagung „Kinderlosigkeit – nur eine Frage der Demografie?“, die am 16.03.05 in Frankfurt am Main stattfand. Veranstalterin war die Hessische Landeszentrale für politische Bildung in Kooperation mit dem gemeinsamen Frauenforschungszentrum der Hessischen Fachhochschulen (gFFZ) und dem Cornelia Goethe-Centrum der J.W. Goethe-Universität Frankfurt am Main (CGC).

Dr. Christian Schmitt vom DIW Berlin, Dr. Angelika Tölke vom DJI München, Dr. Heike Wirth vom ZUMA Mannheim, Prof. Dr. Christiane Dienel von der Hochschule Magdeburg-Stendal, Annemie Jockenhövel-Poth, Psychoanalytikerin aus Hofheim und Walter Lochmann von ver.di lieferten in ihren Beiträgen nicht nur differenzierte Daten zur Kinderlosigkeit, sondern auch verschiedenartige Erklärungsmodelle und Lösungskonzepte. Historisch betrachtet ist Kinderlosigkeit keineswegs eine moderne Erscheinung. Lange Zeit war das Kinderkriegen ein soziales Privileg, von dem große Bevölkerungsgruppen grundsätzlich ausgeschlossen waren. Erst die bürgerliche Emanzipation hat dies beendet. Seitdem hat sich jedoch der Übergang zur Elternschaft für Frauen und Männer biografisch immer weiter nach hinten verschoben, sodass mittlerweile hierfür nur noch ein Zeitfenster von sechs bis sieben Jahren vorhanden ist. Damit ist dieser Übergang zwangsläufig riskant geworden. Keine Kinder zu bekommen ist weniger Ausdruck einer bewussten Entscheidung gegen Kinder, sondern vielmehr ungeplanter Effekt der „Aufschiebep Praxis“.

Auffällig ist, dass in der öffentlichen Debatte bislang ausschließlich die kinderlosen *Frauen* fokussiert werden, während die kinderlosen Männer, die es genauso gibt, übergangen werden. Während weibliche Kinderlosigkeit vor allem ein Phänomen höherer Bildungsschichten ist, zeigt sich die männliche Kinderlosigkeit vor allem bei den unteren Bildungsschichten. Je prekärer die Arbeitssituation, desto verbreiteter ist bei Männern die Kinderlosigkeit. Für Frauen lässt sich dieser Zusammenhang dagegen nicht nachweisen. Es sind jedoch nicht nur Männer mit niedrigem Schulabschluss, sondern ebenso die männlichen Selbstständigen und Teilzeitbeschäftigten, die eher ohne Kinder sind. Offenbar erweist sich die fehlende sichere berufliche Etablierung für Männer als ein entscheidender Faktor, der die Bereitschaft zur Vaterschaft dämpft, was auf die ungebrochene Wirksamkeit des Modells des männlichen Familienernährers verweist.

Die Kinderlosigkeitsquote liegt bei den Frauen mit Hochschulabschluss höher als bei den Frauen mit Hauptschulabschluss. Dies ist historisch nicht neu. Neu ist nur, dass die Zahl der Frauen mit hohem Abschluss zugenommen hat. Erst dies führt zu dem gegenwärtigen Absinken der allgemeinen Geburtenrate, nicht die wachsende „Gebärunlust“ der Akademikerinnen. Vorsicht ist auch bei anderen beliebten Thesen angesagt. Die schlechte Versorgung mit Betreuungseinrichtungen als Ursache der niedrigen Geburtenrate hat zwar eine gewisse Plausibilität zur Erklärung der europäischen Differenzen bei den Geburtenraten, dagegen spricht aber, dass z. B. in den Niederlanden mit ähnlich schlechter Infrastruktur die Neigung zum Kinderkriegen sehr viel größer ist. Zudem kann die Strukturthese nicht die Schichtdifferenzen zum Kinderkriegen in Deutschland erschöpfend erhellen. Ebenso bleibt hier offen, warum angesichts der Angleichung der Frauenerwerbsbeteiligung zwischen den Schichten sich nicht auch die Reproduktionsrate angeglichen hat. Hier wird sichtbar, dass eindimensionale Modelle – auch wenn sie politisch gut nutzbar sind – wenig seriös sind.

Vermutet wurde, dass die ideologischen Aufladungen von Mutterschaft auch dazu beitragen, dass weniger Kinder geboren werden. So zeigt die Auswertung von Mütter-Internetforen in Frankreich und Deutschland, dass für die deutschen Mütter das Leben mit kleinen Kindern eng verknüpft ist mit Erfahrungen der Überlastung, während die Einträge der französischen Mütter sehr viel mehr Vergnügungen mit Kindern sichtbar werden lassen. Während Mutterschaft in Deutschland eng assoziiert

ist mit Selbstaufopferungsbildern, zeigen französische Mütter sehr viel mehr Distanz zum Kind. So gibt es z. B. in der französischen Sprache nicht den Begriff des „Fremdelns“.

Die abschließende Diskussion um die sozialpolitischen Handlungsperspektiven zeigte sich vielschichtig. Einig war man sich in der Kritik der Instrumentalisierung der gesellschaftlichen Kinderfrage. Relevant ist sie nicht als Menschenrecht, das es zu verwirklichen gilt, sondern vor allem als Bedingung des sozialpolitischen Alterssicherungsgefüges. Hellhörig sollte zudem machen, warum gerade die Kinderlosigkeit der bildungsnahen Schichten so alarmiert. Schwingt da mit, dass die „Falschen“ die Kinder kriegen? Viele Vorschläge zur familienfreundlichen Gestaltung der Arbeitswelt – Arbeitszeitreduzierung, familienfreundlicher Betrieb, Betriebskindergärten, geteilte Elternzeit – waren letztlich sehr alt, was die Frage aufwirft, welche Kräfte ihre Umsetzung bis heute verhindern. Aufgeworfen wurde zudem die Frage, inwieweit die grassierenden Horrorszenarien zu den gewalttätigen, konsum- und medienfixierten, fehlernährten und übergewichtigen, verwöhnten und grenzenlosen Kindern die Furcht vergrößern, Eltern zu werden.

Zu guter Letzt eine konkrete Herausforderung für die Hochschule: die Idee, das enge Zeitfenster für die Statuspassage Elternschaft wieder zu vergrößern – nach „oben“ durch die Enttabuisierung der Reproduktionstechnologie und nach „unten“ durch die Vereinbarkeit von Studium/Ausbildung und Familie. Mit der familienfreundlichen Hochschule wäre unsere Fachhochschule damit schon auf dem richtigen Weg.